

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVI.

№ 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Januar Wöchentlich 2 Bogen. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Die Passionsspiele der schiitischen Mohammedaner.

Vor einigen Monaten schilderten wir („Globus“ Nr. 9, S. 130 ff.) das Moharremfest, welches die schiitischen Tataren in Schuscha, der Hauptstadt von Karabagh im russischen Transkaukasien, alljährlich feiern. Sie beklagen alsdann das tragische Schicksal der beiden Märtyrer Hassan und Hussein; während der zehn Tage dieses Moharremfestes beobachten sie von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang ein strenges Fasten, rauchen keinen Taback, gehen nicht ins Bad und unternehmen keine Reise. In den Moscheen werden Vorträge über die Leiden der Märtyrer gehalten, und am zehnten Tage, mit welchem die Feierlichkeiten abschließen, finden rührende dramatische Aufführungen statt.

Auch in Persien gehören dieselben wesentlich zum religiösen Leben des Volkes; schon vor zweihundert Jahren hat Chardin sie ausführlich beschrieben, und in neuerer Zeit gab der Engländer Morier, einer der gründlichsten Kenner Irans, gleichfalls eine ansprechende Schilderung. Aber die beste Darstellung verdanken wir einem deutschen Orientalisten, Dr. Hermann Ethé in München. Wir finden in seinen jüngst erschienenen „Morgenländischen Studien“ (Leipzig, bei Fues, 1870) einen vortrefflichen Essay über die persischen Passionsspiele, aus welchem wir das, was früher in unserer Zeitschrift darüber mitgeteilt wurde, vervollständigen können.

Goethe hat einmal die Bemerkung gemacht, es sei auffallend, daß die persische Poesie bei ihrer sonstigen Fruchtbarkeit und Mannichfaltigkeit kein Drama besitze. Er will den Grund dafür in dem wenig zu Gesprächen geneigten orientalischen Leben und dem morgenländischen Despotismus finden, der keine Wechselreden befördere und gegen den Willen

und Befehl des Herrschers keine andere Einwendung dulde, als höchstens Citate aus dem Koran und bekannte Dichterstellen. Dr. Ethé fügt hinzu, daß Goethes Urtheil für die glänzende Zeit der persischen Literatur ein ganz zutreffendes sei, in der neuern Zeit jedoch breche sich eine Art von dramatischer Poesie eine Bahn. Die Entwicklungskerne derselben liegen in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. „Wie sich der indogermanische Geist der Perser auf so vielen Gebieten gerade unserm deutschen am nächsten und innigsten verwandt zeigt (wofür z. B. die Sprache selbst, vor allem in ihrem lexikalischen Theile, und die mannichfachen Anklänge der altpersischen Mythen und Sagen an jene unserer germanischen Vorzeit den sprechenden Beweis liefern), so tritt uns auch eine überraschende Ähnlichkeit zwischen beiden Völkern in der Entstehungsgeschichte ihrer dramatischen Poesie entgegen. Bekanntlich ist dieselbe bei uns aus dem religiösen Cultus herausgewachsen und hat ihren Ausgangspunkt in geistlichen Stücken, in Mysterien und Passionsspielen. Ganz dasselbe ist bei den Persern der Fall, nur daß bei diesen sich von Anfang an ein ausgeprägtes patriotisches Element hineinmischte. Dieses trägt, wie Graf Gobineau schlagend nachgewiesen hat, alle Bindungen in sich, um in nicht allzu ferner Zeit — falls äußere Einflüsse nicht etwa lähmend einwirken — ein dem griechischen analoges, echt nationales Drama hervorzubringen.“

Den ersten Anlaß zu theatralischen Schaustellungen in Persien haben wohl die Chöre gegeben, welche seit alter Zeit alljährlich an gewissen Tagen zu Ehren der Familie Ali's, Mohammed's Schwiegersohn, abgefungen wurden. Die Perser leugnen bekanntlich die Legitimität der drei ersten Cha-

lichen und 23,446 weiblichen Geschlechts (100:118), von jenen 8564 unter und 11,909 über 18 Jahre, von diesen 6946 unter und 16,500 über 15 Jahre. Verheirathete Männer sind nach dem Census 3181, Frauen 3235, Wittwer 389, Wittwen 1998 (100:513,6), ein trauriges, aber durch die unaufhörlichen Bürgerkriege erklärliches Resultat. Es giebt 7999 unverheirathete Personen männlichen gegen 13,424 weiblichen Geschlechts (100:167,8). Nimmt man bloß die Erwachsenen (Männer über 18, Frauen über 15 Jahre), so giebt es 30,226 Personen, darunter verheirathete 6416, unverheirathete 21,423 (100:333,9). Diese Zahl ist in hohem Grade abnormal!

Caracas zählt 3694 Fremde (beinahe 8 Procent der Bevölkerung). Von diesen sind 1841 Spanier (meistens Canariern, Isleños genannt), 531 Deutsche, 506 Franzosen (hierzu gehören beinahe sämtliche Bäcker, Schneider und Schuster), 250 Italiener (meist Kesselflicker, Kutscher und Drehorgelspieler), 137 Holländer (meist Farbige von Curacao), 134 Engländer (wobei die Panlees mit inbegriffen zu sein scheinen), 74 Neugranadiner, 59 Dänen, und 162 Fremde sind nicht weiter specificirt. Die Deutschen bilden über 14 Procent der fremden Bevölkerung und sind meist Kaufleute, Apotheker und Handwerker verschiedenen Gewerbes.

Nach den Gewerben giebt es in Caracas: 122 Advocaten — auf etwa 400 Einwohner einer! — 803 Maurer, 747 Aderbauer und in der Stadt lebende Pfleger, 1692 Kaufleute, 19 Viehzüchter, 329 Tischler, 151 Priester (auf 300 Einwohner einer!), 296 Beamte in Function (auf 160 Einwohner einer), 2185 Schüler (also noch nicht $\frac{1}{3}$ der Bevölkerung unter 15 Jahren), 101 Aerzte (einer auf 470 Bewohner), 181 Militärpersonen, welche nicht zur Garnison (741 Mann) gehören, 79 Schmiede, Schlosser und Maschinenbauer, 80 Rentiers, 241 Bäcker, 206 Schneider, 6230 Dienftboten und Handarbeiter, 257 Tabakarbeiter und 459 Schuster. Außer den oben genannten fungirenden Beamten existiren noch vier bis fünfmal so viele, die es gern werden möchten, denn die Wuth, eine Anstellung zu erhalten (Empleomania), ist in Caracas eine endemische, gefährliche Krankheit. Von den Bäckern ist nur einer ein Deutscher, wenige sind Venezuelaner, die meisten sind Franzosen. Ein Faß Weizenmehl — meist aus den Vereinigten Staaten eingeführt — wiegt 200 Pfund, kostete früher 8, jetzt 5 Thaler Eingangszoll, und stellt sich auf 16 bis 25 Thaler. Die Bäcker geben 24 Unzen Brot für 2 Real — oder ein Pfund für fünf Silbergroßen!

20,495 Personen können lesen und schreiben, 25,403 nicht; doch sind hier alle kleinen Kinder eingerechnet. In den Klöstern leben 93 Personen; im Gefängniß waren 30 Gefangene und 19 Geistesranke; in Ermangelung eines Irrenhauses sperrt man die Unglücklichen ins Gefängniß!

Ich ergänze diese Angaben durch andere Ältere, welche in dem „Anuario de Observaciones de la Oficina central del Colegio de Ingenieros de Venezuela por el anno de 1862“ (einziger Jahrgang) enthalten sind. Diese gelten für das Jahr 1860.

Geburten 1455, von diesen legitim 683 (348 Knaben und 335 Mädchen), illegitim 690 (368 Knaben, 312 Mädchen), Findlinge 92 (48 Knaben, 44 Mädchen); Todesfälle 935 (489 männlichen, 446 weiblichen Geschlechts); Eheschließungen 121. Von den im Jahre 1860 Gestorbenen (935) waren 136 bis zu ein Jahr alt, 98 von 1 bis 2 Jahren, 51 von 2 bis 3 Jahren, 32 von 3 bis 4 Jahren, 15 von 4 bis 5 Jahren, 10 von 5 bis 6 Jahren, 12 von 6 bis 7 Jahren, 9 von 7 bis 8 Jahren, 6 von 8 bis 9 Jahren, 8 von 9 bis 10 Jahren, 36 von 10 bis 15 Jahren, 35 von 15 bis 20 Jahren, 42 von 20 bis 25 Jahren, 50 von 25 bis 30 Jahren, 62 von 30 bis 35 Jahren, 48 von 35 bis 40 Jahren, 55 von 40 bis 45 Jahren, 25 von 45 bis 50 Jahren, 59 von 50 bis 55 Jahren, 18 von 55 bis 60 Jahren, 43 von 60 bis 65 Jahren, 11 von 65 bis 70 Jahren, 27 von 70 bis 75 Jahren, 12 von 75 bis 80 Jahren, 18 von 80 bis 85 Jahren, 12 von 85 bis 90 Jahren, 8 von 90 bis 95 Jahren und 2 von 95 bis 100 Jahren. Die Mortalitätscurve hat demnach zwei Scheitelpunkte, einen am Anfang, den andern zwischen 30

und 35 Jahren. Es ist interessant, daß die halbe Summe aller Todesfälle durch die der Personen bis zu 20 Jahren schon erreicht wird. Die enorme Sterblichkeitsziffer der Kinder kommt in hohem Grade von der Vernachlässigung her, mit welcher die kleinen Geschöpfe behandelt werden.

Aus anderweitigen Daten hat man eine jährliche Vermehrung der Bevölkerung von 0,013 oder $\frac{1}{77}$ berechnet. Es steht zu hoffen, daß die Statistik bald weitere und genauere Resultate ermittele.

Die deutschen Mennoniten in Südrussland.

Jene fanatische Moskowiterpartei, deren Hauptorgan die russische „Moskauer Zeitung“ des Herrn Kalkoff ist, läuft ununterbrochen in wilder Wuth Sturm gegen Alles, was im weiten Czarenreiche deutsch ist. Die Ostseeprovinzen sind tagtäglich eine Zielscheibe ihrer Angriffe, aber auch die friedlichen und fleißigen Mennoniten werden nicht verschont. Nichts zeugt deutlicher von der bornirten Befangenheit dieser Partei als ein Ausruf Kalkoffs: „Dasjenige Haus ist nicht in Ordnung, wo die fremden Ankömmlinge sich den eigenen Kindern auf den Kopf setzen!“

So drückt der altrussische Nativismus, das moskowitische Know-nothingthum, sich aus.

Die deutsche „St. Petersburger Zeitung“ bekämpft tapfer und mit Geschick jene Fanatiker, aber sie hat einen schweren Stand. Sie führt ihre Polemik mit Anstand; sie argumentirt mit Gründen und Thatfachen, während die Moskowiter grimmig ausfallen, und sich um das, was wahr und was thatsächlich ist, wenig bekümmern; aber schon die Abwehr wird unbequem, und die kaiserliche Regierung hat keinen Anstand genommen, der „Petersburger Zeitung“ jüngst eine „zweite Verwarnung“ zukommen zu lassen!

Die Angriffe der „Moskauer Zeitung“ gegen die Mennoniten werden von dem deutschen Blatt in folgender Weise erwiedert: —

Das Land, welches die Mennoniten jetzt zu einem fruchtbaren, reichen Gewinn gebenden Besitze umgestaltet haben, war bei ihrer Ankunft leere Steppe. Nach Herrn Peggoldt, welcher die Colonie an der Molotschna im Jahre 1855 bereifte, zählten dieselben in 50 Niederlassungen 17,000 Seelen beiderlei Geschlechts, welche im Jahre 1854 von ihren nach dem Vierfeldersystem bebauten Aedern 163,079 Tschetwert Getreide geerntet hatten, 12,908 Pferde, 13,390 Stück Hornvieh von der norddeutschen Niederungsrace (darunter 8218 Milchkühe), 71,026 Merinoschafe (nach F. Matthäi's Werk über „die deutschen Niederungen in Rußland“ waren 1863 bereits 227,152 Stück Schafe vorhanden) und Schweine in einer für jeden Hausstand ausreichenden Zahl besaßen. Die Zucht der Seidenraupe wurde mit einem solchen Erfolge betrieben, daß 1851 schon 151 Haspelmashinen in Thätigkeit waren.

Wichtiger als alles Andere ist die Baumzucht der Mennoniten, weil durch dieselbe der Beweis geliefert worden, daß die südrussischen Steppen mit Anwendung von Fleiß und Ausdauer sehr gut bewaldet, und somit des Segens theilhaftig werden können, dessen jene weiten Länderstrecken größtentheils noch entbehren müssen. Im Jahre 1854 besaßen die Mennoniten an der Molotschna bereits 441,251 Obstbäume in den Gärten und 194,210 (darunter 36,371 veredelte) in den Baumschulen, 2,905,365 Maulbeerbäume, 2,326,514 Maulbeersträucher, 1,466,371 Waldbäume, 190,964 Standbäume in Schutz- und Wegepflanzungen, Maulbeerplantagen u. und Weiden in Niederungen und auf Dämmen, im Ganzen also $7\frac{1}{2}$ Millionen Bäume, ohne die Hecken von Akazien, Weißdorn u. zu rechnen.

Zu derselben Zeit arbeiteten bei ihnen 350 gewerbliche Anstalten, wie Seidehaspelanstalten, Mühlen aller Art, Delpressen, Ziegelbrennereien, Färbereien u. s. w.

Wer an diesen Leuten hat lernen wollen, hat es in reichem Maße können. So sagt Herr Peggoldt: „Der staatsbürgerliche Nutzen der Mennoniten zeigt sich besonders in dem unverkenn-

baren Einfluß, den dieselben trotz der Kürze der Zeit auf ihre Umgebungen geübt haben. An dieselben wurden im Jahre 1854 verkauft: 43,770 Wald- und Maulbeerbäume, 5890 Obstbäume (der höchst ansehnliche Verbrauch solcher Wald- und Obstbäume aus den großen Baumschulen, welche zwar den Mennoniten gehören, aber nicht auf Colonialgrund liegen, ist hier nicht mit eingerechnet), 549 Pferde, 741 Kinder, 5057 veredelte Schafe, 362 Wagen, 200 Pflüge, 9 Eggen und 3 Getreidereinigungs- maschinen.

In der von Mennoniten verwalteten Verbjanski'schen Kronsmusterplantage befindet sich eine Gärtnerschule, welche jährlich eine Anzahl russischer und tatarischer Burſchen zu Gärtnern bildet. Bereits von 1851 bis 1854 waren 32 solcher jungen Leute entlassen worden.

Auf dem einem Mennoniten (dem Schwiegersohne des Joh. Kornies) gehörigen Gute Juschanlee ist eine zur Erlernung der Landwirtschaft, des Garten- und Waldbaues geeignete Lehranstalt eingerichtet, in welcher russische und tatarische Lehrburſchen aus Kronsbörsfern angenommen, und nach beendigter Lehrzeit entlassen werden. Die Entlassenen werden später als Musterwirthe und Gärtnere angeſiedelt und angeſtellt. Rowo-Pawlowka ist das Beispiel einer so entstandenen russischen, ganz nach mennonitischem Muster angelegten Colonie. Die tatarischen Colonien Akerman und Anokas haben bei ihrer Anlage entschieden die Mennonitencolonien vor Augen gehabt, und ihr Gedeihen verdanken sie der fortwährenden Beaufsichtigung seitens der Mennoniten. So berichtet Herr Peggoldt. Leider ist diesen blühenden tatarischen Colonien durch die massenhafte Auswanderung der Tataren nach dem Krimkriege alle Lebensfähigkeit entzogen. Das ist aber nicht die Schuld der Mennoniten. Schon Herr von Harthausen erzählt, daß durch Joh. Kornies 17,000 Rogaien angeſiedelt worden, und er selbst ist zugegen gewesen, als eine Deputation der nomadirenden Rogaitataren Kornies mit den Worten anredete: „Du bist der Vater unseres Volkes, sei nun auch unser Vater, und hilf uns, wie Du anderen geholfen hast.“

Geſetzt nun, die Mennoniten erfreuten sich größerer Privilegien, als sie wirklich haben, so scheint es uns doch, als müßte ein besonnener russischer Patriot Leute, die dem Lande so wesentlich nützen, eher ruhig fortwirken lassen, als daß er den Reiz und die Mißgunst seiner Landsleute gegen dieselben erwecke. Es wäre denn doch auch eine gar zu merkwürdige Anwendung des Grundſatzes der allgemeinen Ribellirungs- und Aufſaugungstheorie, wenn der im Schweiße seines Angeſichts und mit solchem Erfolge doch zuletzt nur für Rußland wirkende mennonitische Colonist urplötzlich mit dem seine Tage auf dem Ofen verbämernden russischen Bauern ganz gleich gestellt werden sollte.

Das oben erwähnte Mustergut Juschanlee, auf dem 8000 Merinoschafe, 200 Rinder holländischer Race, und ein ausgezeichnetes Geſtüt gehalten werden, wurde 1836 von Kaiser Nikolai I. dem Joh. Kornies in Anerkennung seiner vielen Verdienste geschenkt. Joh. Kornies, geboren 1789 in Westpreußen unweit Danzig, gestorben 1848 in Ohrloff, siedelte sich 1806 mit den übrigen Gliedern seiner Familie an der Wolotschna an. „Arm begann derselbe seine Laufbahn,“ sagt Herr Peggoldt, „und er beendigte dieselbe als einer der reichsten Männer Südrußlands, ohne in seinem ganzen Wesen, in seiner Familie, in seinem Hauswesen das Schlichte, Einfache, Anspruchslose des mennonitischen Bauern abzulegen.“ Herr von Harthausen sagt von diesem merkwürdigen Manne, daß er eine der einflußreichsten Persönlichkeiten in Südrußland geworden war, und der damalige Generalgouverneur, Fürst Woronzow, ſelben einen wichtigen Schritt in der Organisation der innern Verwaltung gethan, ohne vorher Kornies um Rath befragt zu haben.

Der türkische Eulenspiegel.

Ein sehr tüchtiger Orientalist, Dr. Hermann Ethé in München, hat in den „Propyläen“ mancherlei von Rasreddin er-

zählt, der sich durch seine Einfälle und Streiche unserm niedersächsischen Eulenspiegel an die Seite stellen kann. „Es ist viel Quintessenz des türkischen Volkshumors in dem Burſchen; er steht in seiner Art bei allen Classen in großem Ansehen, und das Buch, welches seine Schwänke enthält, „bildet aller Orten und bei allen Gelegenheiten, sogar in den Zwischenpausen der ernsthaftesten Gerichtsverhandlungen die Haupt- und Lieblingslectüre.“ Die Zeit, in welcher er gelebt hat oder gelebt haben soll, geht aus einzelnen Daten der von ihm erzählten Schwänke hervor; sie fällt zwischen 1307 und 1404. Er hat angeblich am Hofe Tamerlan's eine Rolle gespielt. Im Volksbewußtsein der Türken gehört er einer längst vergangenen Zeit an. Im Fortgange der Zeit hat man ihm eine Menge derber Wige und Poffen zugeschrieben; er ist der Typus des derbblomischen Abenteurers und Vagabunden.

Wir geben einige Züge aus diesem türkischen Eulenspiegel.

Eines Tages packte ein Rabe auf dem Waschplage die Seife, mit der Rasreddin's Weib eben die Kleider zu reinigen im Begriffe war, und flog davon. Als sie nun laut aufschreiend ihrem Manne zurief, er solle ihm nachlaufen, und die Seife ihm wieder abjagen, entgegnete dieser mit großer Gemüthsruhe: „Ach, laß ihn, und mach nicht soviel Weſens davon; er ist von außen weit schmutziger, als wir, er mag die Seife benutzen und sich selbst damit waschen!“

Auch der bekannte, durch viele Literaturen sich hindurchziehende Schwanz von dem Mondstrahl ist von den Türken auf Rasreddin's Rechnung geschrieben, und zwar in folgendem Geschehniſſen. Als eines Nachts der Meister einen Dieb auf seinem Hause herumſchleichen sah, sagte er zu seiner Frau: „Als ich vorige Nacht gern ins Haus hineinwollte, habe ich das und das Gebet hergesagt und mich dann am Mondstrahl festgehalten und so herabgelassen.“ Kaum vernahm der Dieb diese Worte, so ahmte er dem angeblichen Beispiel des Meisters nach, und stürzte durch den Kamin herab. Sofort packte ihn der Alte beim Krage und rief seiner Frau zu: „Bünde schnell ein Licht an!“ — „Run,“ röhnte Jener, „Ihr braucht Euch nicht so zu beeilen, Dank Eurem Gebet und Eurem guten Wige werde ich hier wohl eine geraume Weile liegen bleiben können!“

Timur war auf seinen Eroberungszügen eines Tages auch in die Nähe jenes Districtes gelangt, in welchem Rasreddin als Chohſcha (Richter) fungirte, und da die erschrocken Dorfbewohner den „Meister“ anſahen, dem gefürchteten Herrscher doch entgegenzugehen, ihm seine Hulldigung darzubringen und etwaige Contributionen von ihnen abzuwenden, machte sich der Alte mit einem mächtigen, Ra-ul genannten, tatarischen Turban, den vier Männer ringsherum durch Stützen über seinem Haupte aufrecht halten mußten, auf den Weg zum Tamerlan. Als der ihn von fern in so seltsamem Aufzuge herankommen sah, fragte er verwundert seine Umgebung, was denn das für eine ungewöhnliche Erscheinung sei. Man erwiderte ihm: „Wahrscheinlich der Imam des nächsten Dorfes, aber jedenfalls muß er von Sinnen sein.“ Tamerlan gerieth in heftigen Zorn und beschloß, ihn wegen dieses unehrerbietigen und unpassenden Wiges sofort tödten zu lassen; als aber Rasreddin bei ihm angelangt war, wußte er durch einen schlagenden Wige, den hier wiederzugeben freilich der Anstand verbietet, nicht nur den Grimm des Herrschers zu beschwichtigen, sondern denselben auch in eine so heitere Stimmung zu versetzen, daß dieser ihn von Stund an in sein Gefolge als Spaßmacher aufnahm.

So saßen sie nun eines Tages bei einander in scherzhaftem Plaudern, als Timur, plötzlich seinen Kopf betastend, merkte, daß die Zeit zum Rasiren für ihn gekommen sei. Der Bartſcherer wurde gerufen, und als er seine Obliegenheit verrichtet, beſah sich Timur im Spiegel. Nun war, wie bekannt, der berühmte Mongolenfürst ein keineswegs schöner Mann; schon aus seinem Namen Timurlent (Timur heißt nämlich Eisen und lent — lahm) geht hervor, daß er hinkte und einen Fuß aus Eisen hatte; nebenbei war er noch auf seinem einen Auge blind. Als er daher seine häßliche Gestalt im Spiegel erblickte, fing er unwillkürlich zu weinen an, und Rasreddin, nicht faul, weinte